

Bildungsreformen und ihre Auswirkungen auf die Lehre

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Jahrbuch der Geographischen Gesellschaft Bern**

Band (Jahr): **63 (2011)**

PDF erstellt am: **03.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

6 Bildungsreformen und ihre Auswirkungen auf die Lehre

Der Lehre kommt im Geographischen Institut in zweifacher Hinsicht grosse Bedeutung zu. Zum einen, weil die hohen Zahlen an Studierenden beträchtliche Anforderungen an ihre Ausbildung stellen. Zum anderen, weil das GIUB traditionsgemäss eine enge Verbindung zum Lehramt unterhält. Bildungsreformen finden entsprechend gleich doppelt Widerhall in der Arbeit im Haus.

Jeder Zahlenspiegel zeigt es eindeutig: Gemessen an der Zahl der Hauptfachstudierenden ist die Geographie innerhalb der Philosophisch-naturwissenschaftlichen Fakultät als Einzelfach eine Macht. Bezüglich der Ausstattung des Lehrkörpers jedoch kam uns bis vor wenigen Jahren bestenfalls das Gewicht eines Juniorpartners zu.

Die Kehrseite der Medaille

In den Aufbaujahren des neuen Instituts an der Hallerstrasse belastete die Lehre das Haus stets überproportional, und die Klage darüber zieht sich wie ein roter Faden durch die Jahresberichte. Zwischen Fremd- und Selbstverschulden mag analytisch eine Unterscheidung möglich sein, die indes praktisch rasch an Grenzen stösst: Zwar ist der relative Markterfolg in der Lehre nicht ohne einen gewissen Aufwand und das Engagement

des Lehrkörpers zu haben, doch die studentische Nachfrage lässt sich auch nicht einfach durch Zurückhaltung bei der Betreuung und im Lehrbetrieb dämpfen. Ausserdem untermauert der Strukturbericht aus dem Jahr 2007 eindeutig die Fremdbestimmung, indem er zeigt, dass die Geographie im Vergleich zum Durchschnitt der übrigen naturwissenschaftlichen Fächer dreimal geringere Betreuungskapazitäten aufweist.

Betrachtet man die Kommentare der Studierenden und ihrer Fachschaft über die Jahre, so mischen sich Lob und Tadel. Die Kritik setzt an bei der Betreuungszeit und moniert Engpässe bei Praktika und Exkursionen. Bemängelt wird auch, dass zu viele Veranstaltungen frontal gehalten werden, ohne Nachbereitung und Vertiefung in Tutorien. Dass es dennoch kaum zur Abstimmung mit den Füßen durch einen Fachwechsel oder Studienabbruch kam, spricht für das Fach und für die Studierenden, die diese



In den Aufbaujahren des Instituts belastete die Lehre das Haus stets überproportional.

Am GIUB herrscht grosser Andrang von Studierenden – die dabei offensichtlich den «Langsamverkehr» merklich verstärken.

Mängel in Kauf nehmen und mit selbst organisierten Tutorien zur Verbesserung der Situation beitragen. Auf der Positivliste vermerken die Studierenden, dass sich die Dozierenden im Rahmen ihrer Möglichkeiten sehr für eine attraktive Lehre einsetzen, am Institut ein kollegiales Verhältnis vorherrscht und ein freundlicher Umgangston gepflegt wird.

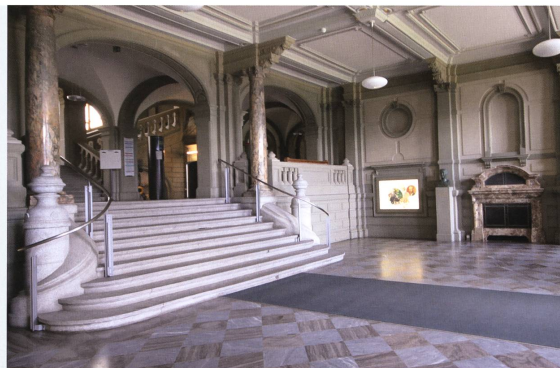
Gründe für die Attraktivität des Geographiestudiums

Erfolge rufen, besonders wenn sie länger anhalten, in der Regel jene auf den Plan, die sich dadurch benachteiligt fühlen. Dass die Studienwahl der Maturandinnen und Maturanden in diesem Ausmass auf die Geographie fiel, warf in der Fakultät gelegentlich die Frage auf, ob das Fach einen günstigen Studieneinstieg für Unentschlossene biete, oder ob es den zweifelhaften Ruf einer schlichten und anschaulichen Disziplin genieße. Um diesem Argwohn zu begegnen, wurden ab den 1990er-Jahren die Erstsemestrigen regelmässig zu ihrer Studienmotivation befragt. Diese Erhebungen zeigten, dass die Studienrichtung bei einer klaren Mehrheit eine bewusste, wohl begründete Wahl ist. Die Geographie gilt dabei als Umweltfach, die das Mensch-Umwelt-Verhältnis aus einer naturwissenschaftlichen und einer sozialwissenschaftlichen Perspektive beleuchtet, in

Feldprojekten analysiert und damit eine umfassende Problemsicht vermittelt. Ausserdem wird die didaktische Seite des Fachs ins Feld geführt, dank derer man auch Kompetenzen gewinne, um gesellschaftlich relevantes Wissen aufbereiten und vermitteln zu können.

Angesichts der mannigfaltigen Gründe, die viele zur Wahl des Studienfachs Geographie führen, ist eine dissuasive Wirkung letztlich nur durch frühe Leistungskontrollen und Selektion zu erzeugen. Ohne rechtliche Grundlagen lässt sich diese Forderung praktisch aber kaum umsetzen. Überdies würden aufwendige Rekursverfahren drohen, die in der Regel Kräfte binden und letztlich kontraproduktiv sind. Die Fakultät hat das Institut jedenfalls beim Versuch nie unterstützt, feste Aufnahme- bzw. Durchlassquoten festzulegen. Dabei mag ihr Eigeninteresse ebenfalls eine Rolle gespielt haben, weil der Run auf die Geographie die während längerer Zeit rückläufigen Eintrittszahlen in anderen naturwissenschaftlichen Fachbereichen zumindest teilweise zu kompensieren vermochte.

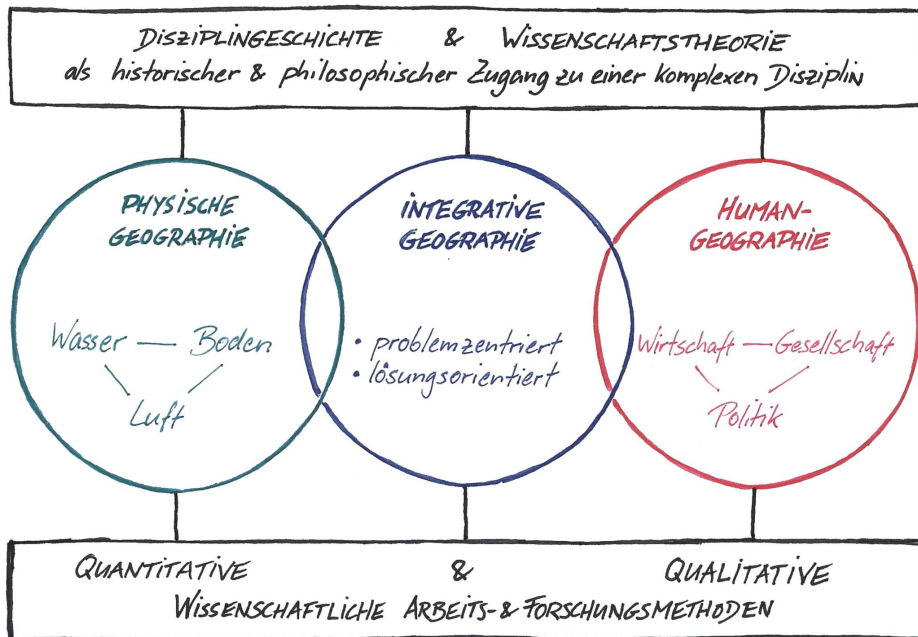
Damit liegen die Fakten auf dem Tisch, die zur überproportionalen Belastung durch die Lehre führten. Bei jeder Studienreform stellte sich die Frage erneut, welches Gewicht der Lehre neben Forschung und Dienstleistungen zugemessen werden soll.



Das Länggass-Quartier in Bern hat sich zu einem eigentlichen Unicampus entwickelt. Rund um den Bühliplatz haben verschiedene Fächer wie die Geologie/ Mineralogie, die Chemie und die Zell- und Molekularbiologie ihren Sitz. Hier der Gebäudekomplex an der Gertrud Wloker-Strasse. Der 1930/31 errichtete Bau von Otto Rudolf Salvisberg für das Geologische Institut gilt als ein Hauptwerk des Neuen Bauens in Bern.

Die Forderung nach festen Aufnahme- und Durchlassquoten fand weder bei der Fakultät noch bei der Universität Gehör. Eingangsbereich des Universitäts-hauptgebäudes.

GEOGRAPHIE IN BERN - DAS „BERNER MODELL“



Das «Berner Modell» bietet in der Ausbildung neben der geforderten Spezialisierung in Physischer und Humangeographie ein integratives Gefäß, wo Wissen aus der Physischen Geographie und der Humangeographie exemplarisch, problemorientiert und methodisch angeleitet verknüpft wird.

Bildungsreformen auf Schritt und Tritt

Im bernischen Bildungswesen folgten sich in den vergangenen 25 Jahren die Reformen auf Schritt und Tritt. Der schulfreie Samstag leitete den Aufbruch in ein neues Schulzeitalter ein. Diese Abkehr von der Tradition erfolgte lange nach der Einführung des freien Samstags in der Arbeitswelt und macht deutlich, was Reformprozesse im Schul- und Bildungsbereich auslöst: In der Regel sind es Änderungen in der Arbeitswelt, die ihren Tribut bei der Schule fordern. Das freie Wochenende ist fortan der Familie und dem Freizeitvergnügen vorbehalten, und die verstärkte Integration der Frauen in die Arbeitswelt ruft nach Entlastung von der Aufsichtspflicht für Kinder durch Tagesschulen und ähnliche Einrichtungen. Diese Reorganisation des Schulalltags steht symptomatisch dafür, dass bei Bildungsreformen bis hinauf zur Universität die strukturellen und organisatorischen Änderungen der inhaltlichen Erneuerung vorausgingen.

Dabei hätte nichts dagegen gesprochen, die Reformen von Struktur und Inhalt gleichzeitig anzupacken und Ersteres als Chance für die inhaltliche Erneuerung zu nutzen. Zumindest lehrt uns das die grosse Reform, die rund 200 Jahre nach der Einführung des Humboldt'schen Hochschulmo-

dells an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert die europäischen Universitäten erfasst hat. Dass sie erst Jahre nach der Reform der Volksschulen einsetzte, hat durchaus seine Logik – muss doch unten beginnen, was oben erfolgreich fortgesetzt werden soll. Haupttreiberin der grossen Universitätsreform war die im Jahr 1999 von 29 europäischen Bildungsministern verabschiedete Bologna-Deklaration zur Schaffung eines europäischen Hochschulraums, welche die Schweiz mitunterzeichnete, um ebenfalls Teil der europäischen Bildungs- und Forschungslandschaft zu werden.

Mit wenigen Eckwerten wurde ein formaler Rahmen geschaffen, der auf die Beseitigung von Bildungsbarrieren aller Art zielt. Mobile Bildungs- und Forschungsträger sind das kostbare Gut, das den Wettbewerb zwischen den Universitäten und ihrer Spezialisierung fördern soll. Um diesen Austausch mit geringstem Reibungsverlust zu ermöglichen, haben sich die Universitäten auf einen gemeinsamen Taktfahrplan der Semester- und Abschlüsse zu verpflichten. Die Studienabschlüsse müssen vergleichbar und die Studienleistungen über ein einheitliches Kreditsystem in den Studiengängen der Universitäten verrechenbar sein. Diesem Harmonisierungssystem hat sich die Universität Bern ab dem Studienjahr 2005/06 unterzogen. Doch bevor wir uns den inhaltlichen Aspekten dieser Jahrhundertreform



zuwenden, blicken wir zurück auf die Kleinreformen im Rahmen der Studienplanentwicklung der Berner Geographie.

Die Kleinreformen im geographischen Studienplan

In der Festschrift zum 100-jährigen Institutsjubiläum lesen wir, das Gesetz über die Lehrerbildungsanstalten im Kanton Bern von 1875 habe festgelegt, dass an der Hochschule eine Lehramtsschule zur Ausbildung von Mittelschullehrern zu errichten sei. Der Geldmangel zwang allerdings dazu, dieses Vorhaben bis ins Jahr 1887 aufzuschieben. Ab 1878 bestanden hingegen ein Studienplan und ein Prüfungsreglement, das die Fachausbildung an die Universität delegierte. Noch fehlte darin die Geographie, weil aus Mangel an Dozenten keine regelmässigen Vorlesungen angeboten werden konnten. Dieser Notstand war mit ein Grund, dass eine Professur für Geographie geschaffen wurde.

Die Lehramtsschule der Universität Bern steht für die frühe Doppelfunktion universitärer Ausbildung. Diese sollte die berufsorientierte Wissensvermittlung an künftige Lehrkräfte ebenso gewährleisten wie dem zweckfreien Bildungsideal Humboldt'scher Auffassung dienen. Die Fächer waren des-

halb angehalten, wenn immer möglich ein spezielles Lehrangebot für Lehramtskandidatinnen und -kandidaten bereitzustellen.

An der ersten grösseren Studienreform in der Philosophisch-naturwissenschaftlichen Fakultät, die anfangs der 1970er-Jahre einsetzte, war Georges Grosjean mit weiteren Mitgliedern des Instituts stark beteiligt. Sie führte zur Gründung der Fachschaft Geographie; diese sollte der aus der 68er-Bewegung hervorgegangenen Forderung nach transparenten Studienverfahren Geltung verschaffen und allfällige willkürliche Akte einzelner Dozierender verhindern. Sowohl für die Studienreform als auch bei den Modalitäten der Beteiligung von Mittelbau und Studentenschaft dienten in- und ausländische Reglemente als Orientierungshilfen – ein Indiz dafür, dass mit diesem Vorhaben an der Universität Bern Neuland betreten wurde. 1976 wurde das Reglement über die Studiengänge und Prüfungen an der Philosophisch-naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Bern vom Regierungsrat genehmigt. Mit diesem Reglement wurden erstmals verbindliche Normen für sämtliche Studiengänge unserer Fakultät eingeführt. Der damit in der Geographie vollzogene Übergang zum Lizentiatsstudium mit Diplomabschluss verschob das Gewicht der Studienleistungen massiv vom Neben- ins Hauptfach: Waren vor der Revision nur 40 Prozent der Studien-



Im bernischen Bildungswesen folgten sich in den letzten 25 Jahren die Reformen auf Schritt und Tritt.

Die Schulreformen setzten zuerst auf den untersten Stufen ein. Diese Erstklässler aus Ostermundigen kannten noch keinen schulfreien Samstag. (zVg von Ils Rey-Bianchi, Bern)

Die Mitarbeitenden des GIUB wollen mit ihren Erkenntnissen auch die jüngeren Mitglieder der Gesellschaft erreichen. Thomas Kohler mit Kindern in Laikipia, Kenia.

leistung im Hauptfach zu erbringen, so erhöhte sich dieser Anteil auf neu 70 Prozent, was einen gewaltigen Ausbau des Lehrangebotes einforderte.

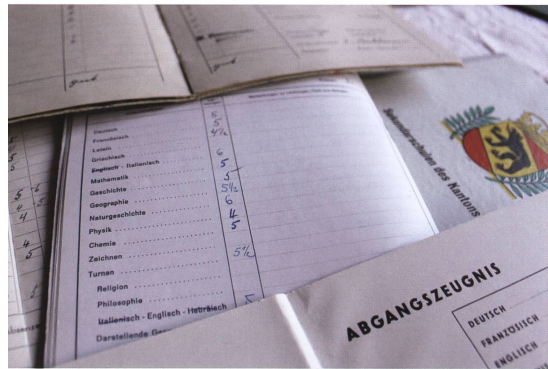
Bereits im Jahr 1984 kam es zur Korrektur. Der Zuwachs an Studierenden zwang das Institut, das Lehrangebot zu straffen und den Absolventinnen und Absolventen mehr Eigenverantwortung zu übertragen.

Die nächste Korrektur folgte 1992 aus einer ganz anderen Richtung. Das Lizentiatstudium war im Jahr 1976 auf acht bzw. höchstens zehn Semester ausgelegt worden. Die Statistik widerspiegelte allerdings eine völlig andere Realität. Die Kombination von Studium und Job hatte sich – zum Teil gemusst, zum Teil gewollt, – als studentische Lebensform weitgehend etabliert. Mit dem Begriff «WerkstudentIn» ging diese Realität ins Studienreglement ein. Damit wurde auch anerkannt, dass die notwendige Erwerbstätigkeit zwar einerseits die Studiendauer verlängert, andererseits aber der temporäre Einstieg in die Arbeits- und Berufswelt auch praktische Erfahrungen und Vorteile bei der späteren Stellensuche nach sich ziehen kann.

Die Jahrhundertreform mit dem italienischen Namen

Mit zwei neuen Forderungen standen bald die ersten Vorboten der grossen Bologna-Reform ins Haus: Zum einen die allgemeine Reduktion der Studiendauer, und zum andern die Einführung des europäischen Kreditsystems. Die insbesondere für Doktorierende zu lange Studienzeit wurde nicht nur auf den sich öffnenden internationalen akademischen Arbeitsmärkten zum Hindernis. Auch die Wirtschaft drängte auf raschere Ausbildung, weil sie die Chancen der Schweizer Absolventinnen und Absolventen gegenüber ihrer jüngeren Konkurrenz aus dem nahen und fernen Ausland schwinden sah.

Nach der Unterzeichnung der Bologna-Deklaration durch die Schweiz 1999 verlangten die bildungspolitischen Organe eine rasche und flächendeckende Umsetzung an den schweizerischen Hochschulen. Die Vorbereitungs- und Umsetzungsarbeiten setzten ab 2002 an der Universität Bern ein, und im Jahr 2005 waren die Studienpläne unserer Fakultät auf das Bologna-System umgestellt.



Der Weg des geringsten Widerstandes hätte darin bestanden, einzig die bestehenden Lehrangebote in die Bologna-Schablone umzugliessen. Damit hätte man allerdings die Chance vertan, die Revision der Studienpläne zu nutzen, um Struktur und Inhalt zu koppeln und gegebenenfalls gemeinsam mit anderen Fachbereichen der Fakultät oder über die Fakultätsgrenze hinweg neue Gefässe und Inhalte zu definieren.

Für uns stand aber vorerst die Frage im Vordergrund, wie weit die Spezialisierung in Physischer oder Humangeographie zugelassen und wie die Integrative Geographie auf der Stufe des Bachelor- und Masterstudiums ausgestaltet werden sollte. Die grundsätzliche Diskussion dieser Frage drängte sich auf, so dass bereits im November 2002 mit der Umsetzung des Bologna-Modells begonnen wurde. Zunächst einmal galt es, die technischen Eckdaten zur Kenntnis zu nehmen, die berücksichtigt werden mussten, um über das neue elektronische Leistungserfassungs- und Prüfungssystem der Universität Bern allen Immatrikulierten jederzeit den Zugang zu ihrem Leistungskontrollblatt zu ermöglichen. Darüber hinaus sollte das System in der Lage sein, für jeden Studienplan zu registrieren, wann Studierende in der Weiterreise durch die Kreditlandschaft der gewählten Fächerkombination auszuschliessen seien oder den Betreffenden der erfolgreiche Abschluss

des Bachelor- bzw. des Masterstudiums mitgeteilt werden müsse. Dieser Anspruch illustriert das Spannungsfeld, das sich mit diesem neuen Studienmanagement öffnete: Einerseits sollte die permanente Leitungskontrolle es den Studierenden vom ersten Semester an ermöglichen, zu jeder Zeit das erreichte Leistungsniveau zu kontrollieren. Andererseits begünstigt die Fixierung auf den erfolgreichen Krediterwerb leicht ein Verhalten nach dem Muster der «Jäger und Sammler», das sich darauf beschränkt, Punkte anzuhäufen und weiterführende, aber nicht unbedingt erforderliche Inhalte links liegen zu lassen. Die besondere Herausforderung für die Studienplangestaltung lag also darin, einen guten Kompromiss zwischen einem wissensorientierten additiven und einem verständnisorientierten kumulativen Studium zu finden. Immerhin sieht das Bologna-System die Ausbildungsmodulare als wichtiges neues Gestaltungsmittel vor. Module kombinieren mehrere Lehreinheiten zu einem Thema und zielen darauf ab, die nötigen Wissenskomponenten zum übergeordneten Gegenstand zusammenzuführen, die Anwendungs- und Kommunikationskompetenz der Studierenden zu fördern und den interdisziplinären Austausch zwischen den Dozierenden zu unterstützen.



Die grosse Bildungsreform mit dem italienischen Namen bekommt nicht nur gute Zensuren.

Paul Messerli auf Exkursion in Grindelwald, Schulgeographen-Tag Basel, 1982.

Mit der Bologna-Reform ging die Einführung eines Kreditsystems einher, das die Mobilität im europäischen Bildungsraum erleichtern sollte.

Im November 2002 begann die Universität Bern mit der Umsetzung des Bologna-Modells. Das neue Leistungserfassungs- und Prüfungssystem ermöglicht allen Immatrikulierten jederzeit den Zugang zu ihrem Leistungskontrollblatt.

Die Ausbildung am GIUB findet zu einem wichtigen Teil im Feld statt und trägt oft zur Teambildung bei. Sahara-Querung, 1973.



«Die globalen Umweltveränderungen wirken stark auf die Geomorphologie zurück und verändern die Prozesse. Es stellt sich die Frage, wie sich der globale Wandel lokal niederschlägt.»

«Seit Beginn meines Studiums vor 19 Jahren ist die Digitalisierung stark voran geschritten, und es stehen uns entsprechend viel mehr digitale Daten zur Verfügung. Das ermöglicht GIS-Anwendungen, und wir können auch Fernerkundungsdaten und Statistiken in unsere Modellierungen einsetzen. Die Laserscan-Daten der modernen Fernerkundung gestatten es, die Vegetation aus den Bildern heraus zu filtern, was zu präziseren Oberflächenmodellen führt. Aber auch wenn wir heute mehr vor dem Computer sitzen, bleiben Feldbegehungen unabdingbar. Immerhin lassen sich dank der modernen Datenanalysen Kosten einsparen, weil wir mit kürzeren Geländeaufenthalten auskommen.»

Die modernen Erhebungsmethoden eröffnen auch neue Möglichkeiten in der Gefahrenprävention. Wir können Analysen in Echtzeit anbieten und die Einsatzkräfte mit Informationen beliefern. Neben den methodischen Veränderungen sind aber auch Verschiebungen in der Perspektive erkennbar: Zunehmend hat sie sich von der blossen Gefahrenabwehr zu einer Risikokultur verschoben, die den Menschen in die Betrachtung integriert.

Die globalen Umweltveränderungen wirken stark auf die Geomorphologie zurück und verändern die Prozesse. Es stellt sich die Frage, wie sich der globale Wandel lokal niederschlägt. So gesehen, hat die Beziehung zwischen Mensch und Umwelt in den letzten zwanzig Jahren stark an Bedeutung gewonnen. Entsprechend werden künftig die Aktivitäten des Menschen noch mehr ins Gewicht fallen. Denn was er an Strassen, Bahnen und Siedlungen baut, hat Auswirkungen auf die Geomorphologie, gerade auch in geomorphologisch hoch aktiven Regionen wie den Alpen.

In Zukunft sollte unsere Forschung vorwiegend darauf abzielen, die Rückkopplungen zu erkennen; es wird darum gehen, Verbindungen zwischen globalen und lokalen wie auch von kurz- und langfristigen Prozessen zu analysieren. Ausserdem müssen wir vermehrt nicht-lineare Betrachtungen berücksichtigen. Der bisherige Ansatz, der von statistischen Aussagen aus der Vergangenheit ausgeht, wird zunehmend von einem dynamischen Ansatz verdrängt. Dabei hängt viel von den Schwellenwerten ab – es stellt sich die Frage, wo die Schwelle liegt, ab der sich das ganze Prozessverhalten ändert.

Im Grund sind die Probleme im Alpenraum gering, wenn man sie mit jenen anderer Gebirgsländer vergleicht. Deshalb sollten die Methoden, die wir entwickeln, auf andere Länder übertragbar sein, damit wir dort zu Lösungen beitragen können.

Persönlich ist es mir ein Anliegen, zum einen mehr theoretische Betrachtungen in die Arbeit zu integrieren, etwa die Komplexitätstheorie. Zum anderen möchte ich im Bereich der Naturgefahren auch Veränderungen in sozialen Systemen einbeziehen. Langfristig ist die Betrachtung gekoppelter Mensch-Umwelt-Systeme das Ziel, damit die Rückkopplungen sichtbar werden. Wenn beispielsweise auf Grund eines Ereignisses die Gesellschaft beschliesst, Verbauungen zu errichten, hat das Rückwirkungen auf den geomorphologischen Prozess – der seinerseits auch wieder negative Auswirkungen auf die Gesellschaft haben kann. Mein Ziel ist es, diese Wechselwirkungen langfristig abzuschätzen. Dazu müssen wir uns mit den anderen Disziplinen der Geographie zusammenschliessen.

Das GIUB als Ganzes sollte sich in allen Teildisziplinen mit einem Standbein der Forschung auf die gesellschaftlichen Probleme ausrichten. Im Grund geht es genau um die Wechselwirkungen zwischen Landschaft und Gesellschaft. Der integrative Ansatz besteht ja bereits, er muss bloss gelebt werden. Wissenschaftliche Anerkennung hängt zwar an der Spezialisierung – aber zum Glück ist in letzter Zeit das Integrative stärker gefragt. Es erfordert Offenheit und Respekt für andere Disziplinen, und die Bereitschaft, sich auf lange Diskussionen einzulassen. Denn es gibt zahlreiche Begriffe, die von den verschiedenen Disziplinen ganz unterschiedlich verwendet werden.»

Umstritten blieb die Frage, wie weit das Bachelorstudium auf die Fortsetzung einer akademischen Laufbahn bzw. auf gewisse Anforderungen der Arbeitswelt auszurichten sei. Die frühe Einstiegsmöglichkeit ins berufliche Umfeld mit einem qualifizierenden Universitätsabschluss war eine klare Forderung der Bologna-Reform. Aber das Bachelorstudium sollte auch international vergleichbare Ausbildungsstandards sicherstellen, um die Mobilität der Studierenden zwischen den europäischen Universitäten zu gewährleisten. Das Masterstudium wiederum, das in der Regel maximal vier Semester dauern sollte, hatte eine akademische Ausbildung mit ersten eigenen Erfahrungen in der wissenschaftlichen Forschung zu leisten. Eine Kompromisslösung zwischen den Wünschen der Arbeitswelt, den wissenschaftlichen Ansprüchen und den internationalen Aspirationen nach grenzüberschreitendem Austausch war damit vorgezeichnet, ohne dass aber bereits Erfahrungen in der einen oder in der anderen Richtung vorhanden gewesen wären. So legten wir uns denn ein Pflichtenheft zurecht, das auf diese Unwägbarkeiten eine erste Antwort geben sollte, ganz im Wissen darum, dass wir uns auf einen unumkehrbaren und langfristigen Prozess einlassen würden, in dessen Verlauf Korrekturen vorprogrammiert waren.

Bologna am Geographischen Institut

Dem Grundsatzpapier vom 26.11.2002 ist zu entnehmen, dass mit dem Bachelor- und Master-Studium in Geographie an der Universität Bern die bisherige Diplomausbildung als spezifische Fachausbildung verbessert werden soll. Danach sollten Geographinnen und Geographen dazu befähigt werden, eine wissenschaftliche Tätigkeit aufzunehmen, respektive sich in einen praktischen Beruf einzuarbeiten, oder sie sollten darauf vorbereitet werden, das Fachgebiet Geographie an höheren Mittelschulen kompetent zu unterrichten. Diese dreifache Zielsetzung sollte aufgrund der bisher guten Erfahrung mit einem einzigen Studiengang für das Bachelor- und Masterniveau erreicht werden. Damit sollte sichergestellt werden, dass die Lehrkapazitäten sowohl für die Bachelor- und Masterausbildung als auch für das Doktorandenstudium ausreichen würden.

Bereits im Einführungsstudium des ersten Jahres wird Wert darauf gelegt, die integrativen Ansätze der Geographie durch Exkursionen und regional-geographische Übungen exemplarisch sichtbar und für die Studierenden erfahrbar zu machen. Wer auch in den Pflichtergänzungsfächern Erdwissenschaften, Mathematik, Statistik und Informatik die Hürden des ersten



Hans Hurni mit Karl Herweg (hinten rechts) auf der Forschungsstation des Soil Conservation Research Programme SCRIP in Andit Tid bei Debre Birhan in Äthiopien (September 2006)

Heinz Zumbühl und Paul Messerli im Feldstudienlager Londoner Docklands, 1994.

Jahres erfolgreich überwindet, tritt ins Aufbaustudium der zwei folgenden Jahre über. Dieses schreibt Pflichtpensen in allen am Institut vertretenen Fachrichtungen vor, lässt aber in begrenztem Umfang bereits selbstgewählte Vertiefungen zu. Methodische Veranstaltungen und die Integrative Geographie sind für alle Pflicht.

Der Zugang zum Masterstudium am Institut ist mit einem Bachelor-Abschluss in Geographie an einer Schweizer Universität oder mit einem gleichwertigen Studiengang niederschwellig gehalten. Fachfremde Einstiege sind mit Zusatzleistungen möglich. Im viersemestrigen Masterstudium stehen drei von sechs Fachmodulen mit unterschiedlicher Vertiefungsmöglichkeit zur Auswahl, so dass zusammen mit der Masterarbeit, die 50 Prozent der Zeit beansprucht, eine Spezialisierung erreicht werden kann.

Veränderungen im geographischen Berufsbild

Im Vergleich zu den 1970er- und -80er-Jahren haben heute Arbeitsstellen aus dem privaten und parastaatlichen Wirtschaftsbereich für Geographinnen und Geographen gegenüber dem öffentlichen Sektor – der Schule und der Verwaltung – deutlich an Gewicht zugelegt. Dies rechtfertigt die ein-

geschlagene Strategie, die Spezialisierung voran zu treiben, ohne indes das aufzugeben, was Geographinnen und Geographen auf dem Arbeitsmarkt auszeichnet: die Fähigkeit, das unterschiedliche Wissen aus der Physischen und der Humangeographie problem- und lösungsorientiert zu integrieren. Der berufliche Einstieg erfolgt in der Regel über ein ausgewiesenes Spezialwissen, das im Lauf des beruflichen Werdegangs ausgebaut werden kann. Zuweilen aber werden Karrieren auch gerade durch das Generalistentum ermöglicht. Diese Erfahrung bekräftigt uns in unserer Doppelstrategie für ein Lehrangebot, das Tiefe und Breite gleichermaßen zulässt. Wer aber den Weg in die Forschung oder in die akademische Laufbahn einschlagen will, wird bereits im Masterstudium einen klaren Schwerpunkt setzen müssen.

Im permanenten Reformprozess

Vom Anfang an war klar, dass zusätzliche Mittel für die Lehre erforderlich sein würden, um die Ziele der grossen Reform zu erreichen: Wenn das Studium weniger lange dauern, seine Qualität aber noch besser werden soll und darüber hinaus grössere Transparenz und Sicherheit für die Studierenden gefragt ist, hat das seinen Preis. Im selbstkritischen Rückblick auf die ersten fünf Erfahrungsjahre mit Bologna muss festgestellt werden, dass



wir mit der Zahl der Prüfungen wohl übers Ziel hinausgeschossen sind. Wie ein im Jahr 2007 durchgeführtes Audit zur Handhabung des Kreditsystems an der Universität Bern aufgezeigt hat, werden auch die Möglichkeiten der Modulbildung als integrierte Lerneinheiten noch nicht ausgeschöpft. Es überrascht daher nicht, dass bereits 2008 die erste Teilrevision der Studienpläne in der Fakultät fällig wurde und eine grössere mit der Einführung eines neuen Studienkontrollsystems an der Universität Bern bevorsteht.

Die neu zusammengesetzte Dozentschaft am Geographischen Institut hat deshalb die Gelegenheit ergriffen, auch inhaltliche Anpassungen am Studienplan aufzugleisen. Insbesondere soll das Angebot seine Anziehungskraft für Masterstudierende aus Europa erhöhen, damit das Institut im internationalen Wettbewerb um die besten Köpfe zu bestehen vermag.

Wir wollen dieses Kapitel nicht schliessen, ohne den Lotsen zu erwähnen, der uns in den letzten zehn Jahren mit Umsicht und klaren Vorgaben durch die Wogen der zahlreichen Reformen navigiert hat. Unser Kollege Hans-Rudolf Egli hat als Studienberater und Prüfungsleiter allen viel Arbeit abgenommen und für die Studierenden die Unsicherheit stets auf das Mindestmass reduziert.

Die Schule als Verpflichtung

Das erfolgreiche Lehrmittel «Geographie: Wissen und verstehen» der beiden Kollegen Martin Hasler und Hans-Rudolf Egli, das im Jahr 2004 in der ersten Auflage als Handbuch für die Sekundarschulstufe II (Maturitätsklassen) beim hep-Verlag erschien, schlägt in exemplarischer Weise die Brücke zwischen universitärer und Schulgeographie. Im Untertitel wirft es die Frage auf, welches geographische Wissen zum Verstehen der Um- und Mitwelt Jugendlicher beitragen könne, damit diese lernen, verantwortlich zu handeln. Wenn das Bildungsziel der Schule so umfassend gesetzt wird, kann keinem Wissensgebiet ein Vorrecht auf besondere Berücksichtigung eingeräumt werden: Während die Hochschulgeographie ihre Entwicklung darauf ausrichten muss, im wissenschaftlichen Fächerkanon Anerkennung zu erlangen, stellt der schulische Auftrag die Entwicklung der Schülerinnen und Schüler ins Zentrum. Geographisches Wissen ist somit in eine geeignete Form zu bringen, um einen Beitrag zu diesem Ziel zu leisten.

Institutionell gehört die Aufgabe, Sekundarlehrerinnen und -lehrer auszubilden und der Schule zu dienen, seit der Gründung des Instituts im Jahr 1886 zu den Kernaufgaben der Berner Geographie. In der Tat geht die Fachaus-



Hans Kienholz auf Exkursion im Kiental, September 2006.

Für die Exkursionsvorbereitungen können die Fachleute am Institut auf aktuelle wie auch auf historische Materialien zurückgreifen. Blick ins Kartenarchiv des GIUB.

Workshop mit Markus Zimmermann zur Methodik der Geschichte-Szenarien für Wildbäche SEDEX (für: SEDiments and EXperts) im Büetschilbach, 2005.

François Jeanneret leitet am Deutschen Geographentag 2003 eine Exkursion auf die Gemmi.

Feldstudienlager Berlin unter der Leitung von Hans-Rudolf Egli und Heinz Zumbühl.

bildung Geographie und Geographiedidaktik für die Sekundarstufe I erst im Jahr 2005 an die neu gegründete Pädagogische Hochschule Bern über.

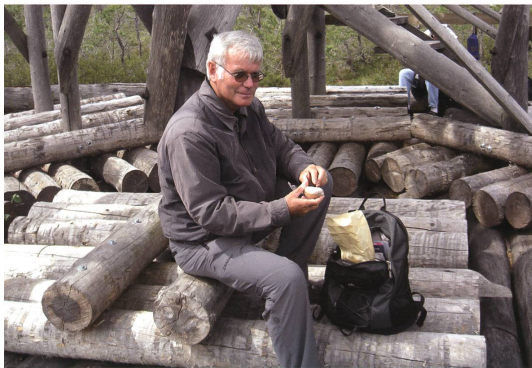
Im Unterschied zu den Anfängen der Lehramtsschule Ende des 19. Jahrhunderts, als die an der Ausbildung der Sekundarlehrer beteiligten Fachbereiche angehalten waren, spezielle Lehrveranstaltungen für das Sekundarlehramt anzubieten, galt und gilt heute für die Fachausbildung der Gymnasiallehrer (Sekundarstufe II) dasselbe Pensum wie für Hauptfachstudierende. Lange Zeit nahm ein Dozent des Instituts – in Zusammenarbeit mit der Abteilung für das Höhere Lehramt der Universität Bern – die fachdidaktische Ausbildung der künftigen Gymnasiallehrerinnen und -lehrer wahr. Mit der im Jahr 2005 erfolgten Reorganisation der Lehrerausbildung im Kanton Bern wechselte er ans Institut für die Sekundarstufe II der Pädagogischen Hochschule. Arbeitsplatz und Unterrichtsort blieb hingegen das Geographische Institut, so dass auch die enge persönliche Verbindung mit seinen Dozentinnen und Dozenten unseres Hauses fortbestand.

Von der Pädagogik abgesehen, haben an keinem anderen Fach der Universität Bern in der Vergangenheit so viele Dozenten den Weg zur Professur über den Beruf des Lehrer gefunden wie in der Geographie. Seit

Fritz Gygax sind Bruno Messerli, Klaus Aerni, Paul Messerli, Heinz Wanner, Hans-Rudolf Egli und Martin Hasler über das Sekundarlehramt an die Universität gekommen, und die Mehrheit der Erwähnten verfügt sogar über ein Primarlehrerpatent.

Diese persönliche Schulerfahrung hat zweifellos dazu beigetragen, dass die Lehreraus- und -weiterbildung als wichtige fachliche und didaktische Aufgabe wahrgenommen wurde.

Mit der offiziellen Erteilung des Lehrauftrages Fachdidaktik für das höhere Lehramt im Jahr 1979 an Klaus Aerni, damals vollamtlicher ausserordentlicher Professor, wurde diese Funktion mit einer Position verbunden, die ihr das nötige institutionelle Gewicht verlieh. Gemeinsam mit Martin Hasler, der ab 1984 die Fachdidaktik übernahm, entwickelte er das 1989 publizierte «Berner Modell der Geographielehreraus- und -fortbildung», welches die enge Verknüpfung der Lehrerbildung mit dem Institut als zentrales Merkmal darstellt und als Erfolgsmodell beschreibt. Die Nähe zur Wissenschaft und der enge Kontakt mit der Schulpraxis ermöglichten es, neues Wissen fachlich korrekt, aber auch schulgerecht aufzuarbeiten. Es sind denn auch die zahlreichen Lehrmittel, die seit 1975 mit «Die Schweiz



und die Welt im Wandel» bis zur zweiten Auflage des eingangs zitierten Handbuchs (Hasler und Egli als Herausgeber) aus diesem Produktionsprozess hervorgegangen sind. Diese Tradition wird zurzeit bereits durch eine jüngere Generation von Schulmedienschaffenden fortgesetzt.

Die institutionelle Trennung von Universität und Pädagogischer Hochschule hat zumindest in der Geographie nicht dazu geführt, dass das «Berner Modell» aufgegeben werden musste – zumindest solange nicht, als Absolventen des Instituts den Lehrauftrag weiterführen. Von 1984 bis 2010 hat Martin Hasler diesen wichtigen Lehrauftrag wahrgenommen und in dieser Zeit gut 250 Gymnasiallehrerinnen und -lehrer fachdidaktisch ausgebildet. Der informationstechnischen Entwicklung folgend, setzte er einen Schwerpunkt beim Einsatz neuer Medien im Geographieunterricht. Auch die Exkursionsdidaktik war ihm ein besonderes Anliegen. In Zusammenarbeit mit den zuständigen Forschungsgruppen am Institut entwickelte er audiovisuelle Lerneinheiten zu aktuellen Themen, wie zum Beispiel die Werkstatt «UNESCO Welterbe Schweizer Alpen Jungfrau-Aletsch» für die Sekundarstufe II.

Mit der jährlichen Durchführung von Regionalkursen zu Weltregionen, die im Brennpunkt der Aufmerksamkeit stehen, hat er die praktizierenden Lehrkräfte wieder ans Institut und die Dozierenden des Instituts mit den didaktischen Fragestellungen des Schulalltags in Verbindung gebracht. Das «Berner Modell» hat auch in Zukunft seine volle Berechtigung, denn das allgemein bildende Fach Geographie muss seinen Platz in den bernischen Lehrplänen mit Unterstützung der Wissenschaft erfolgreich verteidigen können.

Quellen, die diesem Kapitel zugrunde liegen:

Aerni Klaus et al., 1975: Die Schweiz und die Welt im Wandel. Bern: Geographica Bernensia.
Egli Hans-Rudolf und Hasler Martin, Geographie-Wissen und verstehen. Bern: hep.



Martin Hasler übernahm ab 1984 die Verantwortung für die geographische Fachdidaktik der Gymnasiallehrpersonen und entwickelte gemeinsam mit Klaus Aerni das «Berner Modell der Geographielehreraus- und -fortbildung».

Mit sicherer Hand hat Hans-Rudolf Egli das Institut durch die Wogen der zahlreichen Bildungsreformen navigiert. Auf Jura-Exkursion mit Hans-Rudolf Egli.

Die Pädagogische Hochschule Bern von der Murtenstrasse aus gesehen.